

Novelle von Karl Augenzugber.

Der Morgen graute noch nicht und trotzdem herrschte in des Ehrlinger's Hütte zu ungewohnter Stunde schon reges Leben. In der Stube neben dem Kasten hand auf der Diele ein kleines offenes Handtrocknerchen, in das das weinende Weib des Ehrlinger beim Scheine einer flackernden Unschlittkerze einige Hemden, Unterhosen und Taschentücher mit liebender Sorgfalt schlichtete. Der Ehrlinger selbst, ein schwächlicher, unterernährter Mann in den dreißiger Jahren, fettete seine Stiefel ein und so mancher unterdrückte Seufzer wollte ihm schier die Brust sprengen und das Herz abdrücken. Doch er, als Mann, konnte und wollte nicht zeigen, nicht erkennen lassen, wie schwer es ihm fiel, sein Weib und seine beiden Kinder zu verlassen, um als Referent seine letzte Waffenübung am Mandöverfeld abzuleisten. Und viel schon die achtmöndliche Trennung von seinem Weibe, mit welchem er in schönster Harmonie lebte und von den Kindern, an denen sein Herz hing, furchtbar schwer, so machte ihm der Gedanke, daß sie während dieser Zeit des Ernüderens und Beschüßers beraubt, der Roth und Sorge preisgegeben waren, die Erfüllung seiner Pflicht schier unmöglich. Zwar hatte er dadurch, daß er sich seit Langem jeden Groschen vom Munde absparte, einiges Geld zusammengebracht, um seine Lieben vor bitterer Roth zu bewahren, doch soviel als nötig, um dieselben aller Sorgen zu entheben, konnte er bei seinen geringen Bezügen als Holzschneider nicht erübrigen. Gerne und mit Freuden wäre er als Patriot seiner Pflicht nachgegeben, wenn er Weib und Kinder versorgt und vor Roth bewahrt gewußt hätte. Aber so —

Die Ehrlingerin, die mit dem Einpacken der Wäsche fertig geworden, schloß mit einem tiefen Seufzer den knarrenden Deckel des hölzernen, schwarz lackirten Kofferchens, sperrete es zu, zog den Schlüssel ab und übergab ihn, bitterlich schuldig, ihrem Manne. Die Hand des Mannes zitterte, als er den Schlüssel übernahm, denn beim Anblicke seines schluchzenden Weibes schnürte es auch ihm wie mit mächtiger Faust die Kehle zu und er mußte sich trampfhaft zusammen nehmen, um das Weib zu unterdrücken.

„Geh“, sagte er, mit einer Miene, aus welcher man nicht entnehmen konnte, ob sie weinen oder lachen vorstellen sollte. „Geh, Du bist ja grad ab ob's in den Krieg ging und net in's Kriegspiel'n. Is die Trennung a schwer, s' Wiedersehen wird um so schöner sein.“

„Ja, s' Wiederseh'n —“ hauchte das Weib.

„Warum wirst denn heut gar net trod'n?“ zwang er sich weiter zu scherzen. „So viel Wasser; d' reine Sündenfluth. Und wegn was? Weil i fort muß, net zum ersten, sondern zum leht'n Mal. Da sollst Du halt weinen, eigentlich lachen und wieder lachen, meinetwegen bis die Thränen kommen, wenn die schon sein müßen.“ Und seinem Weibe den Rücken kehrend, fuhr er sich selbst mit der Hand über die Augen, um eine Thräne zu verwischen.

Während er sich vollends ankleidete und marschbereit machte, stand sein Weib beim Herde, auf dem sie die Milch zum Frühlid aufgestellt hatte. Doch nicht der Milch schenkte sie ihre Aufmerksamkeit, sondern ihrem Manne, Mit vorangehendem Kopfe und weit aufgerissenen Augen verfolgte sie jede seiner Bewegungen. Mit ihren Blicken verfolgte sie förmlich die Gestalt ihres Mannes und dessen ganzes Gebahren, als wollte sie beides für immer und ewig unvergessen in ihr tiefes Inneres einprägen, so daß nichts im Stode wäre, das vollkommene Lebenskreuzbild des Mannes ihrer Seele zu entreißen.

Der Ehrlinger war marschbereit und mit ihm die tockende Milch, die seinen ihre Wanderung über den Rand des Topfes zur Herdplatte antrat, wo sie sich verdampfte.

„D' Milch geht über“, rief er, um dieser Art weiche das Weib. Mit einem Aufschrei nahm sie den Topf, gerade noch rechtzeitig genug vom Feuer weg, um wenigstens den Rest der Milch für ihren Mann zu retten. Der Ehrlinger setzte sich zu dem Teller, den ihm sein Weib mit der Bemerkung: „Lach Dir's recht gut schmecken“ auf den Tisch gestellt. Er schnitt schweigend Brotschnitte in die Milch und wenn sein ihm gegenüber sitzendes Weib genügt hätte, mit welcher Mühe er die Broden hinunter würgen mußte, so hätte sie die über angedrückte Bemerkung vom „gut schmecken lassen“ sicher nicht gemacht.

„Du“, sagte sie plötzlich nach längerem Sinnen. „Mußt Du einrud'n?“

„Hm, hm“, nickte er, an einem Broden knetend, da er auf seinen Fall zu erkennen geben wollte, daß er absolut nichts zu sich nehmen konnte.

„Was kann Dir g'scheh'n, wenn net kummst?“

„Sol'n thun's mi, mit d' aufg'pflanzten Bonjettener und einpers'n“, erwiderte er, nachdem der Broden glücklich unten war.

„Mußt net da bleib'n und — und — Di einpers'n lass'n?“ fragte sie zaghaft.

„Net bliede er erkannt zu seinem Weibe hinüber. „Warum denn?“

„Doch Dir nichts g'schicht.“

„Was soll mir g'scheh'n?“ fragte er, den Köffel beiseite legend.

„A weih net“, sprach er mit zitternder Stimme aus ihrem Munde. „Aber i hab a Angst, a so a Angst, daß i mit net aus und net ein weih. Mir ist's als sollt i Di net geh'n lass'n, als müßt i Di a'ruchhalten mit all'n, momit i Di halt'n kann“, damit Du Dir und uns erhalten bleibst.“

„Wit' Di Anna, mach mir's Herz net so schwer, als s' mir eh scho is. Was hält's denn vom Fruchhalt'n, wann dann die Andern kommen, wo Du mi nimmer halten könnt's? Und so a Trennung wär auf länger, als auf acht Woch'n. Sei gecheid. Schau nur auf d' Kinder, denks öfter auf mi, so wie i auf Euch denken werd' und in zwei Monat sei wir wieder beisammen, grad so wie vorex. Dann giebt's bei Kriegspiel'n mehr, gar nichts, was mi von Euch trennen könnt.“

Ausschluchzend sank das Weib an seine Brust und beide hielten sich lange fest umschlungen. Dann ging er, sich aus den Armen seines Weibes lösend, zu dem Bette, in dem die Kinder ruhig schliefen. Mit einem langen, zärtlichen Blick betrachtete er die beiden, machte ihnen mit dem Weiswasser gegentheilte Zeigefinger auf der Stirne das Zeichen des Kreuzes, und traf Anstalten, möglichst rasch fort zu gehen. Er konnte sich nicht mehr meistern und kämpfte vergeblich gegen die anstürmenden Thränen. Raub ergriß er mit der Rechten entschlossen die Thür und in dem Thürschwelle lehnte er sich nochmals um, mit einem Blick von seinem Heim Abschied nehmend.

Sein Weib war neben ihm getreten. Stumm reichten sich beide die Hände, denn so gerne sie sich ein herzliches „G'heil Gott“ gesagt hätten, war es ihnen nicht möglich, nur einen Ton durch den zusammengeknüpfen Hals über die zuckenden Lippen zu bringen. Aber einen Blick warfen sie sich zu, der mehr zum Ausdruck brachte, als Worte zu sagen imstande waren. Ein trübseliger Händedruck noch, und der Ehrlinger schritt, energisch ausgetrieben, in den dämmernden Morgen. Sein Weib schloß die Thür, damit der frühe Morgengewind ihren Kindern nicht schaden könnte, dann starrte sie, an den Thürposten gelehnt, dem sich Entfernenden nach. Der Mann hatte die Lippen fest aufeinander gebissen, denn ihm war so weh im Herzen, daß er glaubte, aufschreien zu müssen. Das letzte Mal war ihm das Eintrüben nicht so schwer gefallen, wie jetzt, weil er sein Weib und sein Kind nicht allein zurücklassen mußte, denn damals waren seine Eltern noch am Leben, die mit ihm dieselbe Hütte besaßen.

Bei der Krümmung des Weges angelangt, wo er zum letzten Male seine Hütte sehen konnte, drehte er sich um. Und als er in der Ferne vor der Hütte, deren Dach sein ganzes Glück beschirmte, sein geliebtes ihm Abschied winkendes Weib ausnehmen konnte, da schwang auch er grüßend seinen Hut, die Hütte und alles Theuere, was sie ihm barg, dem Schutze des Himmels empfehlend.

Die Ehrlingerin stand so lange aufrecht vor der Hütte, bis der Mann ihren Blicken verschwunden war. Dann war es ihr, wie wenn mit dem Entschwinden alles dahin gegangen wäre und ausschlagend klammerte sie sich an den Thürposten, um nicht amzufinken.

Wochen waren indeß vergangen. Der Krieg im Frieden war vorgebrungen bis in die engsten Thäler und auf die Spitzen der heiligsten Berge. Überall in Feld und Wald, auf staubigen und steinigten Straßen, in Wirtshäusern, Bauernhöfen, Gasthöfen und Ställen, kurz, überall konnte man größere oder kleinere Abtheilungen der sich bekämpfenden Streitkräfte finden. Die gesammten Truppen waren in zwei Heile eingetheilt, welche sich feindselig gegenüberstanden. In den „Freund“ und den „Feind“, wie die Bevölkerung die Truppenkörper nennt. „Freund und Feind“ waren schon einige Male hart aufeinander gestoßen, und wenn es nicht „Kriegspiel'n“, sondern echter Krieg gewesen wäre, so hätten die ruhmvollen Kämpfe schon längst zum Ende, das heißt zur unruhigen Niederlage des einen oder anderen der beiden Geener geführt. Aber so war von der Mandöverleitung der ganze Plan entworfen, nach welchem bis ins kleinste Detail vorgegangen wurde, um an dem festgesetzten Tag und Ort den Geener in der genau vorgeschriebenen Position zu besiegen. Darum mußte auf Kosten der schon ganz erschöpften Mannschaft fortgepielt werden, bis die Mandöverleitung den Befehl ergaßen lassen würde, daß es nun genug des araufamen Spiel'es sei.

Ueber eine Woche waren die Truppen, zuerst in zu diesem Zweck adoptirten Lahnwagen zusammengeführt, dann auf staubigen und sandigen Straßen unterwegs, um den Schauplatz ihrer kriegerischen Thätigkeit zu erreichen. Und als das trockene, heiße Wetter umschlug und es zu regnen begann, da verwandelte sich der Straßenstaub zu einem grauen Brei, der wohl nicht mehr die Lungen der Mannschaft belästigte, aber beim Marschiren sehr unangenehm war, weil er die, an solche Strapazen nicht gewöhnten Leute furchtbar ermüdete. Die aktiven Soldaten wurden durch den schlechten Aufwand der Straßen und durch die nachtheilige Witterung sehr hergenommen, doch viele der Referenten, welche der fortwährenden Bewegung entzogen und durch ihre bürgerlichen Berufe zum größten

Theile verweidlicht waren, brachen schon auf dem Wege kraftlos als Marodeure zusammen.

Der Ehrlinger marschirte trotz seines schwächlichen Zustandes, durch zwei Tage in brennender Sonnenhitze, unversehrt auf der staubigen Landstraße. Als er aber zwei weitere Tage in stürmendem Regen gegangen und jede Nacht bis auf die Haut durchnäßt in das Heu kriechen mußte, um am Morgen mit feuchter Montur von Neuem einen ganzen Tag im Regen zu „hatschen“, da war er am fünften Marschtag wirklich so weit, daß er nicht mehr weiter konnte und sich marod melden mußte.

Es ist zwar nicht sehr angenehm, im Sanitätswagen befördert zu werden, weil der schlecht befederte, schwerfällige Wagen furchtbar beutelt und stößt, doch hat er die Annehmlichkeit, daß man darin trocken fahren kann. Diese Annehmlichkeit wissen aber so manche der edlen Krieger zu schätzen und zu würdigen, was zur Folge hat, daß sich so mancher Marod meldet, weil er lieber schlecht fährt, als geht. Aber die Regimentärzte kennen das, darum wollen sie Marode absolut nicht gelten lassen und erklären jedem, der nicht, wie das Volk sagt, „schon ganz auf der Dack'n“ ist, als einen Simulant. Dabei kommt es, daß der Sanitätswagen auch für viele, die seiner dringend bedürften, nur ein feindseliger Wunsch blieb. Warum sollte deswegen mit dem Ehrlinger eine Ausnahme gemacht werden? Der Mann lag noch nicht auf der „Dack'n“. Er war zwar schwach, aber auf den Füßen konnte er sich halten, und darum war er, wie viele andere, ein „Schwindler“. Mühsam schleppte er sich mit Hilfe seines Kameraden einen Tag fort, da dieser, ein tüchtiger Kupferschmied, ihm das Gewehr und den Tornister abnahm. Und als die Truppe Abends in das Dorf einrückte, wurde der Mannschaft die Freundschaft übermitteln, daß morgen, vor Beginn des Mandövers, ein Kashtag sei. Wie erfreute und erstarrte diese Nachricht die Gemüther.

Der Ehrlinger trost mit dem Bewußtsein, morgen Ruhe zu haben, in das Heu, aus dem er sich am Ruhetage nur erhol, um seine Menage in Empfang zu nehmen. Doch oh er nur die Suppe, während er das Fleisch und Gemüse dem Kupferschmied als Gegenleistung für dessen Liebesdienst überließ. Er war erstarrt über den Heißhunger und Appetit, mit welchem der Kamerad seine eigene Portion sowie die des Ehrlinger verzehrte. Der Ehrlinger wäre, und wenn ihm weih Gott was dafür geboten hätte, nicht imstande gewesen, nur einen einzigen Bissen zu essen. Nach dem Essen trost er wieder in das Heu und schlief. Anfangs war ihm furchtbar kalt, so daß er mit den Zähnen klapperte, worauf ihm der Kupferschmied seinen eigenen Mantel als Decke überwarf. Und als am anderen Morgen der Trompeter die Tagesrevue blies, da blies er für den Ehrlinger vergebens. Er lag wohl töpferlich mit seinen Kameraden im Heu des alten Stables verdröht, durch dessen schadhaftes Dach der Regen in das Innere tropfte, aber geistig weilte er dabei, im Kreise seiner Lieben; er lag in bestigem Fieber. Und während seine Kameraden unter den Klängen des Doppeldecker-Marsches im trübigen Wetter und trotz der schmetternden Klänge der Musikpappe in trüber, gedrückter Stimmung aus dem Dorfe zogen, blieb der Ehrlinger in dem Stadel zurück, um nach der Anordnung des Regiments-Arzt's von dem Sanitätswagen mitgenommen zu werden. Jetzt durfte er in dem von vielen so heiß begehrten Kumpellatten fahren, ohne zu wissen, welches hohes Glück ihm dadurch zu theil wurde, daß ihn der Arzt endlich für einen „wirklich Maroden“ und nicht für einen Simulanten gelten ließ. Dies war allerdings nicht das Verdienst des Arztes, sondern das des Ehrlinger, weil derselbe so „schöne“ Symptome einer „herrlichen“ Lungenentzündung und totalen Enttäufung aufwies, daß der Arzt selbst zugeben mußte, daß es dem Ehrlinger schwer gefallen wäre, diese Symptome zu simuliren.

Der Ehrlinger war glücklich und zu beneiden, nicht weil er im Sanitätswagen fahren durfte, sondern weil er, stets von seinem Weibe und den Kindern phantastisch, nicht wußte, daß er mit furchtbarem Ernst im Verwundetentransport des „Kriegspiel's“ einen tödlich Verwundeten marschiren durfte.

So fuhr denn der Ehrlinger hinter der Truppe nach und als Abends der Regimentsarzt zu dem Kranken kam, fand er sich veranlaßt, seine Uebertragung in eine zum Marodenspital anancirte Scheune zu veranlassen. Von zwei Sanitätskolonnen wurde er mittelst Feldtragbahre dorthin abgeliefert, wo schon viele Andere lagen, die den Strapazen ebenso wenig gewachsen waren, als er.

Sie und da, wenn er zu Bewußtsein kam, verlangte er seinen Kameraden, den Kupferschmied, damit der seinen Weib schreiben sollte. Doch wenn der Kupferschmied beim Ehrlinger erschien, lag dieser bereits wieder im Fieber und sprach mit seiner Anna, über alles Mögliche, nur nicht über das, was er ihr schreiben lassen wollte. So kam der fünfte Tag, der Tag der Krise heran, den der Ehrlinger im beständigen Fieber ohne eine Moment der Besinnung verbrachte. Und je später es wurde, desto schlechter stand es mit dem schwächlichen Mann.

In dem Marodenspital, das durch eine von der Decke herunterhängende Lampe spärlich beleuchtet, war es so

ruhig und still geworden, daß man die Mäuse über den Boden huschen hörte. Nur hier und da schloß einer der Kranken, oder ein Seufzer der Sehnsucht, welcher von entfernten Lieben galt, ließ sich von einem Lippenpaar. Auch der Ehrlinger hatte das Plaudern mit seinem Weibe eingestellt, nachdem er ihr „G'heil Gott“ gesagt und lag, schnell athmend, auf seinem Lager.

Draußen vor der Scheune, auf der Bank, saßen die den Nachdienst haltenden Sanitätskolonnen. Das Wetter hatte sich während des Tages zum Besseren gemeldet und der lange wolkenbedeckte Himmel schien endlich Einsicht mit der Mannschaft haben zu wollen, denn gegen Abend war er klar und rein geworden. Tausende von Sternen flimmerten am dunkelblauen Firmamente. Und einer der Soldaten sah mit zurückgelehntem Haupte und in das Genick geschobener Kuppe träumerisch nach den funkelnden Himmelskörpern, die schweigend doch ein so bezaubertes Zeugnis geben von der Größe und Allmacht der Natur, so daß sich der Mensch, obwohl er ein höheres Wesen der Schöpfung ist, im Vergleich doch kleiner vorkommt, als der kleinste Wurm, den sein Fuß zertritt.

Still war es ringsum und die Soldaten, die öch plaudernd unterhielten, schwiegen, weil jeder seinen eigenen Gedanken nachging. Aus dem Dorfe erklangen melancholisch die langgezogenen Trompetentöne der Retrait, die müden Krieger zur Ruhe aufforderte, und als der letzte Ton des Signals in der sternensellen Nacht verhallte, leuchtete eine Sternschuppe im großen Weltall auf, während drinnen im kleinen Marodenspital ein flackerndes Lebensflämmchen erlosch. Der Ehrlinger schloß als gehorhamer Soldat mit einem Seufzer seine Augen zum ewigen Schlafe.

Mit allen Ehren und großem militärischen Kondult wurde die Leiche des Ehrlinger zu Grabe getragen. Moran schritt, Trauermärche spielend, die Militärkapelle mit schwarz behangener Trommel. Hinter dem von Soldaten getragenen Sarge kamen Offiziere, welche ihrem Untergebenen die letzte Ehre erweisen wollten und Kameraden des Verstorbenen, um ihm das „letzte Geleit“ zu geben. Daß sich auch die Dorfbevölkerung in großen Schaaeren an dem Leidenbegangnisse des ihnen fremden Soldaten beteiligten, hatte seinen Grund darin, daß sie nicht alle Tage eine „Militärkapelle“ mitmachen konnten. Alle, die hier zusammen gekommen waren, standen dem Ehrlinger im Leben treu gegenüber; bis auf einen, den Kupferschmied. Doch die, die ihm am nächsten standen, sein Weib und seine Kinder, waren weit weg, daheim in der Hütte.

Und als der Sarg unter den Klängen des „Gebetes“ während der „Schlacht“ in das Grab gelassen wurde, hielt der Oberst an der offenen Grube, angeht die vielen Soldaten ein Ansprache, in der er den Patriotismus, die Disciplin, und die Liebe zum Vorgesetzten als eine der schönsten Eigenschaften des Soldaten pries. Er wollte eben seine Rede gewohnheitsmäßig mit einem „Hoch, hoch, hoch“ schließen, als ihm einfiel, daß dies angesichts eines sechs Schuh tiefen Grabes nicht recht am Platze wäre. Deswegen ging er in das Extrem über und schloß mit den Worten: „Tief, tief, sehr tief ist unser Schmerz, daß wir einen Mann, der alle Eigenschaften eines braven, tüchtigen Soldaten besaßen, heute der kühlen Erde übergeben müssen.“

Wie tief aber der Schmerz war, verkündete ein paar Minuten später ein flotter Marsch, unter dessen Klängen die Mannschaft obzog. Die Instrumente, welche vorher noch so ernst und feierlich geklungen, schienen wie ausgemerzelt. Ja sogar die große Trommel hatte nicht mehr den dumpfen Ton, weil man das schwarze Tuch der Trauer von ihrem Feß abgenommen.

Zur selben Stunde sah die Ehrlingerin in ihrer entlegenen Hütte beim Tisch und vor ihr lag ein Papier. Die Anzeige über den Tod ihres Mannes. Sie konnte es Anfangs nicht glauben, daß es wirklich so gekommen, wie sie bange vorhergesehen, doch auf Grund des amtlichen Schreibens mußte sie es glauben. „O mein Gott“, seufzte sie, „was soll jetzt aus uns werd'n? Hätt' ich 'n net fortlassen, dann wär' all's anders. Da lebet er noch und wär' bei uns. Mannel, warum bist net klieb'n? Hätt' er denn bleib'n können, wo kom der Kaiser g'ru'n hat? Und hätt' i a Recht g'habt ihm da z'rück g'halten? Nein, nein. Ob's dem Kaiser was des Kaisers is, heh't's scho in der heil'g'n Schrift und mei Mann war Soldat, er hat dem Kaiser g'hört. Aber z'rud geb'n hätt er 'n soll'n“, schluchzte sie, „z'rud geb'n, daß i ihm hab', weil er mir und meinen Kindern auch g'hört. Hätt' er mir'n z'rud g'schickt wie denn, meinetwegen zum Krüpp'l z'sammg'schoss'n, ohne Hand und ohne Fuß, wenn ich 'n nur wieder g'habt hätt. — Ja, so, er is ja net im Krieg g'fall'n, sondern nur beim Kriegspiel'n. Mußt's denn a im Spiel Todte geb'n?“ fragte sie verzweifelt. „Nein, nein, G'heil is G'heil und es geht net an, daß die best'n Mannel' im Kriegspiel'n grad so z' Grund geb'n wie im Krieg selber. Ernst und G'heil is allemal was anders g'wen. Warum soll's denn im „Kriegspiel'n“ anders sein?“

Die größte Freude hat der Reid, wenn er sich — geirrt hat.

Cante Entoutcas.

Eine Carnevals-Humoreske von Rita von Kraag.

Fräulein Amalie Holle war eine sogenannte Promittente. Aber es giebt sehr verschiedene Tanten. Man könnte sie eigentlich in zwei Parteien theilen. Die eine ist die Partei der liebenswürdigen, freundlichen, gerne schenkenden, stets hilfsbereiten Tanten, die andere die der neugierigen, spinöfen, tadelnden, engherzigen, stets chotirten.

Fräulein Amalie gehörte zu den letzteren, darüber war sich ihre ganze zahlreiche Verwandtschaft völlig einig; wahrscheinlich der einzige Punkt, in dem sie alle übereinstimmen. Sie hieß allgemein nur Tante Entoutcas; diesen Epitheton führte sie, weil sie keine Gelegenheit unbenutzt ließ, ihre lieben Verwandten durch einen Besuch zu erfreuen. War irgendwo eine Taufe, so bot sie sich als Patin an, und da sie sehr reich war, durfte ihr das natürlich nicht abgeschlagen werden, obgleich sie dem Grundzuge buldige: „Nehmen ist seliger denn geben.“

Verlobte sich eifer ihrer zahlreichen Neffen oder Nichten, so kam sie sofort angetret, um persönlich ihre tiefgefühlten Glückwünsche auszusprechen. Bei jeder Hochzeit war sie zugegen, sie kam eben „en tout cas“.

Tante Entoutcas hatte einen Lieblingsneffen und eine Lieblingsnichte; es waren die beiden Kinder ihrer Cousine, Hans und Marie Vester. Beide waren verheiratet; Hans wohnte in Hannover und Marie, jetzt Frau Mirchow, in Berlin. Tante Entoutcas hatte ihre Nette in Braunschweig aufgeschloren. Von dort aus waren „Hans“ und „Herzengemischen“ leicht zu erreichen, und Tante Entoutcas machte von dieser günstigen Lage den ausgiebigsten Gebrauch.

Auch heute hatte Marie Mirchow einen Brief von ihrem Bruder erhalten, in dem er schrieb, daß Tante Entoutcas sich bei ihm angelobt habe. Mirchows sahen mit einigen Freunden in ihrem Wohnzimmer, und Marie las ihres Bruders Brief vor:

„Wirklich und wahrhaftig, sie hat sich schon wieder angelobt“, so schrieb er, „aber diesmal konnten wir sie nicht schon wieder aushalten, wir haben ihr abgeschrieben. Ich habe Hauskammern und nasse Wände in unserer neuen Wohnung vorgeführt, und daß ich fürchtete, es könnte ihrer Gesundheit schaden, in feuchten Zimmern zu wohnen. Das hat glücklicherweise gewirkt.“

„Ja“, sagte Herr Mirchow, „diese ewigen Besuche sind wirklich nicht darzustellen. Hier liegt sie ja auch immer. Wenn ich früher gewußt hätte, daß Marie die Lieblingsnichte von Tante Entoutcas wäre — ich hätte sie nie geheiratet! Uebrigens, wenn Ihr Marie erfreuen wollt, müßt Ihr sie auf ihre Nechlichkeit mit ihrer lieben Tante anreden.“

„Ja, ja“, riefen sie alle, das haben wir schon oft gethan, die Nechlichkeit ist wirklich frappant! Wenn sie einen Klemmer aufsetzt und das gewisse süßsaure Lächeln macht, ist es, als hätte man Tante Entoutcas vor sich!“

Alle kannten Fräulein Amalie. „Ich muß doch die lieben Freunde meiner lieben Nichte kennen lernen!“ hatte sie bei Marie's Hochzeit jedem einzelnen mit innigem Händedruck ihrer großen, kalten, feuchten Hand gesagt.

„Weißt Du was, Marie“, rief Herr Mirchow, „Du müßtest morgen auf unsern Maskenball als Tante Entoutcas kommen!“

Der Vorschlag wurde von den anderen mit Begeisterung unterföhrt und Marie beschloß darauf einzugehen.

Am nächsten Morgen sah Frau Mirchow in rosiger Stimmung am Kaffeetisch, als eine Depesche hereingebracht wurde; erkaunt öffnete sie dieselbe, las sie und sprang wie von der Tarantel gestochen vom Stuhl auf.

„Komme heute um 7:20 in Berlin an, um einige Tage bei Euch zu verbringen. Tante Amalie.“

Nun war guter Rath theuer. Nach dem Marie und ihr Mann sich etwas beruhigt hatten, hielten sie großen Kriegsrath.

„Wenn sie hier in unsern Maskenball hereinplatzt, stehe ich für nichts“, sagte Fritz, „sie grault uns ja alle Gäste raus, abgesehen davon, daß sie

natürlich über unsern Leichtsinne die Hände überm Kopf zusammenklagen wird.“

Endlich machten sie folgenden Plan. Marie sollte auf die Bahn gehen und die Tante von dort aus in ein Hotel bringen mit der Entschuldigung, daß ihr Mann mit einer ansteckenden Krankheit zu Bett läge. Dann, wenn Tante Entoutcas schlafen gegangen war, sollte Marie nach Hause kommen und den Ball mitmachen. Später konnte sie ja dann sagen, der Arzt hätte sich geirrt und Fritz wäre wieder gesund.

Am Laufe des Tages sprachen Mirchows noch einige ihrer Gäste und erzählten ihnen die Kalamität, in der sie sich befanden. Aber die Geschichte fand bei den Freunden keinen Glauben.

„Sie sagt das nur, weil sie heute Abend als Tante Entoutcas kommen will, dachten sie alle, dann sollen wir drauf reinfallen und sie für die wirkliche halten. Aber so dumm sind wir nicht.“

Mirchows gegenüber thaten sie jedoch, als glaubten sie alles, „um ihnen den Spaß nicht zu verderben“, wie sie saaten.

Der Abend kam. Herr Mirchow hatte keine Gäste empfangen und seine Frau damit entschuldigt, daß sie auf der Bahn wäre, um die schreckliche Tante abzuholen.

Zu sieben Uhr war eingeladen, und es war etwa halb acht, als die Thür sich öffnete und Tante Entoutcas in den Saal trat.

Sie hatte ein grünes Strahlenkleid an, einen schwarzen Hut auf, einen riesigen Pompadour am Arm und den Klemmer auf der Nase.

Blühendes Gelächter empfing sie. Fritz Mirchow, der im Nebenzimmer war und nichts von dem achte, was sich nebenan jutrug, freute sich über die vergnügte Stimmung seiner Gäste.

Jetzt stürzte alles auf Fräulein Amalie zu, die noch immer mitten im Saal stand und feiste Verbeugungen nach allen Seiten machte.

„Grohartig! Famos!“ tönte ihr aus vielen Mündern entgegen. Tante Entoutcas, wie sie leidet und lebt! Wie haben Sie nur die schmutzige Gesichtsfarbe rausgetrieben? Und die Verbeugungen. Genau wie Tante Entoutcas, wenn sie sagt: Ach freute mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

„Ruhe!“ schrie plötzlich ein besonders vergnügter junger Mann, „ich bitte um den Ehrentanz mit Tante Entoutcas!“

Und wie sie sich's verlah, hatte er die, wie er meinte, „aus Spaß“ Überstrebende um die Taille gefaßt und wirbelte mit ihr durch den Saal, während alle anderen herumstanden und taktmäßig in die Hände klatschten.

Auf den Lärm hin erschien nun auch Herr Mirchow; entsetzt versuchte er zu protestiren, aber niemand hörte auf ihn.

Der Tanz war gerade im besten Gange, als der lustige Tänzer an der Thür vorbeisauend, plötzlich die bleiche und sprachlose Marie auf der Schwelle stehen sah.

Er stieß einen lauten Schrei aus und ließ seine Dame fahren, als stände sie in Flammen.

Jetzt sahen sich auch die anderen um und alles starrte auf Marie und dann auf Tante Entoutcas. Sie hatten die Situation erfaßt.

Marie ging jetzt zaghaft auf ihre Tante zu, aber diese stieß sie während von sich.

„Empörend!“ schrie sie, „empörend! Das also sind Deine Freunde, eine nette Sorte! Und ich will Dich überreden und komme Dir zu Liebe mit einem früheren Zug. Und dann dieser Empfänger! Aber denke nicht, daß ich mir das gefallen lasse. Du kannst bitten, soviel Du willst, ja Du kannst vor mir auf den Knien liegen (Marie sah nicht aus, als ob sie dazu Lust hätte), ich reise ab, und ich glaube nicht, daß ich dies Haus je wieder betreten werde! Ich gehe zu Deinem Bruder, jetzt erst weih ich, was ich an ihm habe! Zwar ist es mit Lebensgefahre verbunden, in seinem Hause zu wohnen, aber ich bin bereit, jede Gefahr mit ihm zu theilen, weih ich doch, daß ich ihm immer willkommen bin!“

Sie raulte sich majestätisch aus dem Saal. Niemand versuchte, sie zu halten. Ja, trotz der peinlichen Unterbrechung verließ Mirchow's Fest sogar noch sehr vergnügt. Auf Marie's Bruder wurde beim Souper ein stilles Glas geleert.

Die häßliche Tante.



„Sag mal, Tante, was ist das, eine „aparte“ Person?“

„Eine Person, welche nicht wie alle anderen aussieht.“

„So... dann bist du aber sehr „apart“...!“